

Dichte Bauweise verlangt viel Landschaft : Plädoyer für die grüne Metropole Schweiz

Autor(en): **Rellstab, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **98 (2003)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-176049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Plädoyer für die grüne Metropole Schweiz

Dichte Bauweise verlangt viel Landschaft

Ursula Rellstab,
Publizistin/Präsidentin des
Vereins Metropole Schweiz,
Zürich

Die Diskussion über die Aufteilung der Räume in Landschaften und überbaute Gebiete ist hitzig geworden. Kein Wunder! Die Schweiz ist, verglichen mit anderen europäischen Ländern, ausserordentlich stark überbaut. Das heisst noch nicht dicht überbaut. In einzelnen Städten, in Genf zum Beispiel, handelt es sich tatsächlich um eine sehr dichte Bauweise, während die meisten Stadtperipherien, Agglomerationen, ihre Zwischenräume und die sogenannten ländlichen Gebiete locker überbaut sind. Weder «dicht» noch «locker» überbaut sagt etwas aus über die Qualität.

Früher, als noch keine sieben Millionen Menschen ein Dach über dem Kopf brauchten, und obendrein im Schnitt pro Person fünfzig Quadratmeter Wohnfläche beanspruchten, war das anders. Da war das Land noch «richtiges» Land und die Städte waren «richtige» Städte: Dicht gebaut, mit einer Mauer eingefasst, mit prächtigen Toren versehen und klar abgetrennt vom Land. Beim genaueren Betrachten der alten Stiche, der Ansichten und der Grundrisse erkennen wir damals schon nicht nur Häuser, sondern auch klar definierte «Grünzonen» innerhalb der Stadtmauern, Gärten, Obstgärten, Friedhöfe.

Ausufernde Städte und Agglomerationen

Nach der Zeit des Schleifens der Stadtmauern breiteten sich die Städte aus, bald als minutiös geplante Stadterweiterungen, bald als ein Ausfransen. Bei diesem Ausufernden wurde das Grün zum Restgrün, seine Form wurde nicht bewusst gestaltet, und seine Funktion war zufällig. Auf den Plänen waren diese Überbleibsel noch Wiesen, in den Köpfen bereits Bauparzellen. Die Folge davon ist bekannt. Die Grenzen zwischen der Peripherie der grossen Städte und der umliegenden Gemeinden sind kaum mehr erkennbar, nur noch die Ortstafeln sagen, wo die politische Grenze verläuft.

Ein neues Wort kam auf: «Agglomeration» wurde von den echten Städtern zunächst abschätzig verwendet. Die «Agglomeriten» waren jene, die in den Kernstädten keinen Platz fanden, weil es keinen mehr gab, oder weil er für sie zu teuer war. Die Bewohner der Agglomerationen selber sahen das anders. Sie waren die Privilegierten, die dem Lärm und Gestank der Stadt entkommen konnten, und als Glückspilz ins Eigenheim im Grünen zogen. Als die Glücks-

pilze sich mehrten, erwachten sie eines Tages und fanden sich nicht mehr im Grünen, sondern in sogenannten verstärkerten Verhältnissen. 2002 hat das Amt für Raumentwicklung, ARE, in seiner Publikation «Agglomerationsbericht des Bundes» den Begriff Agglomeration umgedeutet und aufgewertet. Dazu kamen im Sommer 2003 die Auswertungen der Volkszählung 2000, die mindestens der Fachwelt klar machen, dass die Schweiz nicht mehr nur aus einem Netz von Dörfern und Städten besteht, sondern bereits zu einem Netz von Agglomerationen, mittelgrossen Städten und Dörfern geworden ist.

Es lässt sich bereits absehen, dass Agglomerationen wie Gross-Basel und Gross-Zürich irgendwann zusammenwachsen werden. Die Agglomeration Lausanne-Genf wuchert seit längerem schon über die nationalen Grenzen hinweg. Das gleiche gilt für das Tessin, das bald «Città diffusa», bald Regio Insubrica genannt wird, wobei beim letztgenannten Begriff Teile der Lombardei und des Piemont mit einbezogen werden.

Aus der Distanz eines Satelliten nimmt sich die Schweiz als idyllische Oase mit blauen Seen und verschneiten Gebirgszügen aus. Doch der Schein trügt, denn vom Genfer- bis zum Bodensee erstreckt sich heute ein immer breiter werdendes Siedlungsband

(Bild Keystone)

Vue d'un satellite, la Suisse ressemble à une oasis idyllique parsemée de lacs bleus et de cimes enneigées. Cette image est trompeuse car le cordon urbanisé qui s'étend du lac Léman au lac de Constance s'élargit de plus en plus

(photo Keystone)



Lebensqualität durch Vernetzung

Von einem ganz anderen Konzept der Aufteilung zwischen überbautem und nichtüberbautem Raum war die Rede in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Von «grünen Fingern» sprach man. Es genüge nicht, hiess es, einzelne Flächen von Grün in den Städten zu erhalten oder zu schaffen, das Grün müsse zusammenhängend sein, um den Insekten, den Vögeln, den Igel, Fröschen und Würmern und auch den Pflanzen ein Überleben zu ermöglichen. Im gleichen Zeitraum wurde auch die Qualität der bepflanzten Quadratmeter in den Städten neu verhandelt. Um 1980, machte ein Holländer namens Louis G. Le Roy von sich reden. Er predigte Unkraut. Den Gärtnern war nicht mehr geheuer, denn Le Roy schlug vor, Unkraut in den Gärten und an den Strassenrändern nicht nur nicht mehr zu vergiften, sondern Unkraut zu säen. Seine ideelle Saat ist in unseren Städten tatsächlich aufgegangen, und seither wirken ihre Bepflanzungen viel üppiger und natürlicher.

Damit war die Diskussion über die Qualität der Grünräume vom Zaun gebrochen. Tourismuskreise und Ökologen begannen die «Aggroindustrie» zu kritisieren und die biologisch betriebene Landwirtschaft zu loben. Schrebergärten gelten noch immer als romantisch, werden aber gescholten, weil überdüngt und mit zuviel Giften bedacht. Renaturierte Grünräume



Umweltgerechter bauen

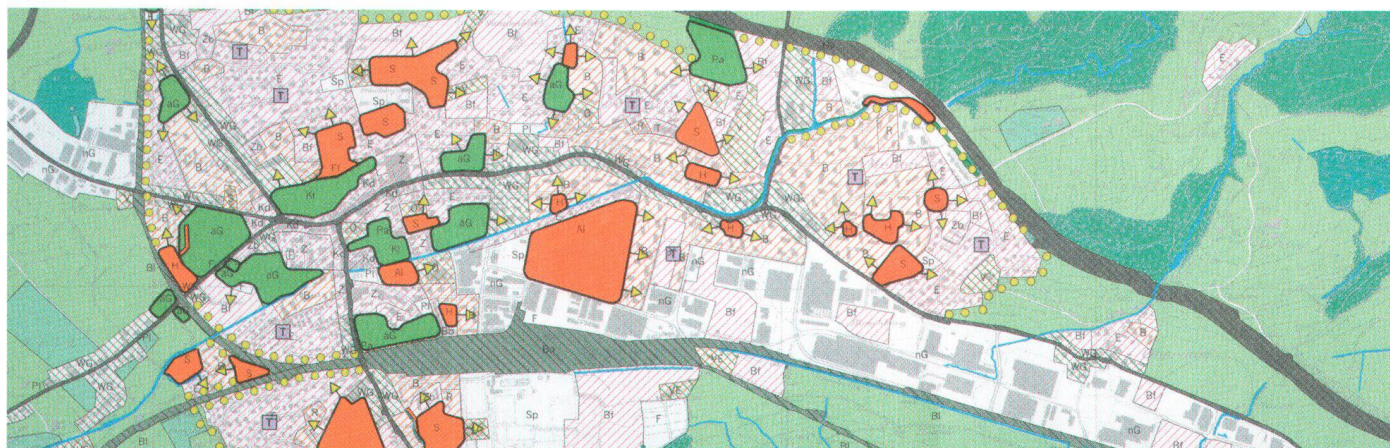
pd. «**Publikumsintensive Einrichtungen**», wie **grosse Einkaufs- und Freizeitzentren in der Fachsprache heissen, werden leider zum Teil immer noch auf der grünen Wiese erstellt. Diese Entwicklung läuft jedoch der auf eine Konzentration und Verdichtung der Besiedlung angelegten Raumplanung zuwider. Für sie gehören publikumsintensive Einrichtungen in die Siedlungen oder an deren Rand. Raumplanungs- und Umweltanliegen müssen daher besser aufeinander abgestimmt werden.**

Mehrere Kantone und Städte haben sogenannte «Fahrtenmodelle» entwickelt und diese Mitte September an einer Tagung der Schweizerischen Vereinigung für Raumplanung vorgestellt. Bei diesen werden anstelle von Parkplatzbeschränkungen den publikumsintensiven Einrichtungen Fahrtenkontingente zugeteilt. Werden mehr Fahrten beansprucht als vereinbart, muss der Betreiber Massnahmen ergreifen (beispielsweise die Parkgebühren erhöhen oder das Angebot des öffentlichen Verkehrs verbessern) oder eine Busse entrichten. Fahrtenkontingente erlauben zudem eine flexiblere Nutzung der Parkplätze und werden den heutigen Formen von Einkaufs- und Freizeitzentren mit ihren unterschiedlichen Nutzungen besser gerecht.

Fahrtenmodelle allein reichen aber nicht, um die Raumplanung und den Umweltschutz aufeinander abzustimmen. Um publikumsintensive Einrichtungen an raumplanerisch sinnvollen Standorten anzusiedeln, braucht es auch klare Vorgaben in kantonalen oder regionalen Richtplänen. Solche liegen ebenso im Interesse der Investoren, denn jene bieten ihnen Rechts- und Planungssicherheit. Kostspielige und zeitraubende Rechtsstreitigkeiten dürften weniger häufig sein.

auf ehemaligen Industriegebieten, Deponien, ehemals militärisch oder vom Verkehr genutzte Räumen können fürs Auge schön hergerichtet werden, ökologisch sind sie problematisch.

Etwa fünfzehn Jahre nach Le Roy, 1996, brachte das damalige Bundesamt für Raumplanung die «Grundzüge der Raumordnung Schweiz» heraus. Diese sprachen bereits damals vom «Vernetzten System von Städten und ländlichen Räumen». Diese Sicht der Dinge wurde aber lange Zeit weder von der Fachwelt noch der Öffentlichkeit aufgegriffen. Dann, vielleicht bereits unter dem Eindruck einer bereits reichlich zugebauten Schweiz, begann man das Nebeneinander, das Abwechseln und das Ineinandergreifen von noch intakten Landschaften und ei-



Unsere Siedlungen bieten nicht nur bauliche Nutzungs-, sondern auch ökologische Aufwertungspotenziale: Im «Handbuch Siedlungsökologie» (siehe Seite 31) werden dafür praxisorientierte Strategien vorgeschlagen, so am Beispiel der Stadt Gossau SG. In deren Strategieplan sind bestehende Gebiete in mittlerem bis gutem ökologischem Zustand grün und Flächen mit hohem ökologischem Potenzial rot markiert

(Bild Ökobüro Hugentobler)

Nos sites bâtis présentent non seulement un grand potentiel d'affectation mais aussi des possibilités de mise en valeur écologique: le manuel «Handbuch Siedlungsökologie» (cf.p.31) propose des stratégies concrètes en s'inspirant de l'exemple de la ville de Gossau (SG). Le plan stratégique indique en vert les zones dont l'état écologique est moyen à bon et en rouge les surfaces offrant un potentiel écologique élevé (photo bureau d'écologie Hugentobler)

ner dicht bebauten Umwelt zu würdigen. Was die «grünen Finger» für die Stadt sind, ist das grossflächige Ineinandergreifen von «Stadt» und «Land» für die gesamte Schweiz. Beides bringt den Bewohnern einfach und rasch erreichbare Erholungsräume, bessere Luft, reineres Wasser, kühlere Atmosphäre, reichere Fauna und Flora. Kurz: Lebensqualität.

Schlussfolgerungen für die Praxis

- Je dichter gebaut wird, umso wichtiger wird der Freiraum – sowohl der gebaute (Plätze und Strassen) als auch der nicht überbaute (Gärten, Landwirtschaftsräume, Wälder, Auen, Moore, Allmenden usw.)

- Die Landschaften sind nicht als zufällig hingestreute Oasen aufzufassen, sondern als ein zusammenhängendes Ganzes von nationaler Bedeutung.

- Die Vielfalt der Landschaften in der Schweiz ist einmalig in Europa und ein Reichtum der Schweiz. Wer mit offenen Augen mit der S-Bahn durch die Agglomerationen fährt oder mit einer Regionalbahn durch die Berggebiete, erkennt, wie unsorgfältig mit diesem Gut umgegangen worden ist und noch immer umgegangen wird.

- Zwischen den Landschaften und den Städten findet ein Geben und Nehmen statt. Die Städte bieten zentrale Dienste, die Landschaften Nahrung und Weite an. Beide verfügen über ihre Art von Kultur, von Tourismusangeboten, von Möglichkeiten zum Lernen, zum Geniessen und Erleben. Ein Tauschgeschäft.

- Chancengerechtigkeit sowohl für die Städter als auch für jene, die in der Landschaft leben, wird mit Kooperation, mit ökonomischen und politischen Massnahmen und nicht primär mit Bauen verwirklicht.

- Der Begriff «Entwicklung» bedeutet nicht überall das Gleiche. Wenn wir die intakten und die einigermaßen intakten Erholungsräume tatsächlich zu einer Art städtischen Räumen entwickeln wollten, müssten wir einsehen und auch zugeben, dass wir eine zugebaute Schweiz anstreben oder doch in Kauf nehmen.

- Weder New York noch Paris noch Istanbul haben «Urbanität» für sich gepachtet. Die Schweiz hat ihre eigene Urbanität. Ein wesentlicher Teil davon ist ein grossmasstäbliches Ineinandergreifen (NICHT ein kleinmasstäbliches Vermischen) von möglichst intakten städtischen und möglichst intakten ländlichen Räumen.

- Dass in der Schweiz pro Sekunde 1 m² verbaut wird, ist kein Märchen, sondern seit Jahrzehnten Realität und nachgerade eine Bedrohung der Lebensqualität und des Wirtschaftsstandortes Schweiz.

- Es gilt nicht nur zu erschrecken und zu lamentieren, sondern zu handeln – zum Beispiel endlich längst bestehenden Gesetzen, welche die Landschaft (quantitativ und qualitativ) schützen, Nachachtung zu verschaffen, und endlich die viel zu grossen Bauzonen zu verkleinern.

- Eine Zusammenarbeit über die kommunalen und kantonalen Grenzen hinweg würde viele Hoch- und Tiefbauten ersparen und damit auch Geld und Landschaft.

- Unser Nationalpark nützt ganz Europa – die Landschaften im nahen Ausland (Schwarzwald, Elsass, Lombardei usw.) sind zum Naherholungsraum der Bewohner der Schweiz geworden. Es ist nicht mehr zeitgemäss, grosse Landschaftsprojekte ausschliesslich von kleinen Gemeinden steuern zu lassen, solche Vorhaben müssen national und international angegangen werden.

Plaidoyer pour une «Métropole Suisse» verte

L'habitat dense nécessite des paysages

La discussion sur la structuration de la Suisse en espaces construits et non construits est devenue polémique. Cela n'est pas étonnant! La Suisse est extrêmement urbanisée par rapport aux autres pays européens; ce qui ne veut pas dire densément urbanisée. Certaines villes comme Genève, par exemple, ont un tissu urbanisé effectivement très dense alors que les agglomérations, les communes périphériques et les zones dites rurales se caractérisent, pour la plupart, par une urbanisation étalée. L'urbanisation, qu'elle soit dense ou au contraire en tapis, n'est pas forcément synonyme de qualité.

Longtemps, la ville s'est définie par rapport à la campagne. Elle s'est maintenue à l'intérieur de ses murs jusqu'à ce qu'elle déborde, puis grignote les zones rurales pour finalement s'étaler au point de ne laisser que quelques poches de verdure. Aujourd'hui, l'urbanisation est continue dans nombre de nos régions. Les agglomérations regroupent des communes suburbaines et périurbaines voisines. En 2002, l'Office fédéral du développement territorial a revalorisé la notion d'agglomération en publiant le rapport sur les agglomérations. Puis, en automne 2003, le recensement 2000 a bien montré que la Suisse n'était plus composée de villes et villages, mais qu'elle était devenue urbaine. Les grandes agglomérations ne cessent de s'étaler.

Un réseau de villes et d'espaces ruraux

Dans les années quatre-vingts, l'idée de créer des réseaux de verdure en ville a révolutionné l'aménagement des espaces publics. La nature a été réintroduite en ville et les espaces verts ont été revalorisés. Vers 1980, le Hollandais Louis G. Le Roy a remis les mauvaises herbes à la mode. Celles-ci ont fait leur réapparition dans les parcs des villes. Ensuite, la qualité biologique des espaces est redevenue une importante préoccupation. Quinze ans plus tard, l'Office fédéral de l'aménagement du territoire souligne dans «Les grandes lignes de l'organisation du territoire suisse», l'importance de constituer un réseau de villes et d'espaces ruraux. Cette vision des choses a été longtemps ignorée, pourtant elle montrait que les zones urbanisées pouvaient profiter de la proximité de régions rurales attrayantes et que la prospérité des zones rurales dépendait de centres urbains florissants.

Quelques clés pour la qualité urbaine

Toute urbanisation dense doit avoir pour corollaire un aménagement soigné des espaces construits et non construits. Les paysages suisses présentent une diversité exceptionnelle qu'il faut préserver. Les échanges entre zones urbaines et zones rurales doivent être profitables des deux côtés. Le développement n'est pas synonyme de construction. Il faut se rendre à l'évidence: l'avenir de la Suisse est urbain. Il se construit 1m² par seconde dans ce petit pays. La Suisse doit maintenir sur son territoire la coexistence d'agglomérations denses et de régions rurales intactes. Elle pourrait réduire sa consommation de sol en encourageant la collaboration intercommunale et cantonale en vue de l'utilisation d'infrastructures communautaires. Les paysages ne sont pas des oasis isolées. Il importe de les relier à un réseau de zones de verdure nationale et internationale. Si le parc national suisse est fréquenté par des visiteurs venus de toute l'Europe, les Suisses profitent des régions naturelles voisines (Forêt Noire, Alsace, Lombardie, etc...). La gestion de ces espaces doit se faire selon une approche nationale et internationale: les petites communes ne peuvent plus en être les seules responsables.

Ursula Rellstab, journaliste /
Présidente de l'Association
Métropole Suisse, Zurich

Dans le plan d'ensemble de 1978 et le plan directeur de 1995, le canton de Zurich a réduit par rapport au plan de 1972 la superficie des zones à bâtir en faveur des zones agricoles. Les communes ont dû en tenir compte dans leurs plans d'aménagement. Notre photo montre les incidences positives de cette mesure dans la région de Regensdorf, Buchs et Otelfingen (photo Office fédéral de topographie /ARE)

Mit dem Gesamtplan von 1978 und dem Richtplan von 1995 engte der Kanton Zürich das Baugebiet gemäss Gesamtplan von 1972 zu Gunsten des Landwirtschaftsgebietes ein, was die Gemeinden in ihren Planungen berücksichtigen mussten. Unser Bild zeigt die positiven Folgen bei Regensdorf-Buchs-Otelfingen (Bild Bundesamt für Landestopographie /ARE)

